

# Die Zelle des West

Nr. 30

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Der Schatten.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Die Violanta ist auf dem Weg vom Tisch zur Stubentür plötzlich und unwillkürlich stehen geblieben wie vor einem Stein, über den sie nicht hinwegkommt. Sie dreht den Kopf nach den Alten zurück und weiß selber nicht, was ihr ist. Etwas in ihr bäumt sich auf, aber um ihr Leben könnte sie nicht sagen, was es ist; denn es ist in der Stube nichts geschehen, was außergewöhnlich wäre. Sie geht dann hinaus, still, ohne weitere Gedanken, nur ein Gefühl an sich, als ob sie an Händen und Füßen Ketten schleife. Dieses Gefühl verläßt sie an dem Abend nicht, weshalb sie auch, wie einer eben dem Bett zuschleicht, den die Beine nicht mehr willig tragen, früher als sonst über die Leitertreppe nach der Kammer hinaufsteigt, die im Nebel der Stille liegt. Die Kammer liegt nach hinten hinaus; mit einem wärschaften Sprung kann einer von ihrem Gefinse den steilen, grünen Mattenhang erreichen.

Die Violanta, als sie mit einer lässigen Bewegung die Tür der Kammer aufschließt, erschrickt fast vor der Helle, die darin herrscht. Auf der Leitertreppe ist es dunkel gewesen; auf den staub-schwarzen Brettern des Kammerbodens, über dem einen Stuhl mit dem Scherben von einem Waschbecken darauf und über dem Bett mit dem flüchtigen Bezug liegt ein Lichtschein so hell wie fast am Tag. Das Fenster steht offen, eine milde Kühle quillt herein, auf seinem Gefinse ist der Lichtschein am hellsten; dort sieht es sich an, als sei flüssiges Silber über das dürre, gesprungene Holzwerk gegossen; es flirrt und zuckt in kleinen Lämpeln, wie wenn aus einem Regen milde Wasserlein zurückgeblieben wären; der Mond ist auf.

Mit derselben lässigen Art, mit der sie hereingekommen ist, ergreift die Violanta ihren Stuhl, bringt ihn mit einem Schwung ans Fenster und setzt sich mitten in den weißen Mondschein hinein, setzt sich so jäh hinein, daß es ist, als sei eine ins Wasser gesprungen und gehe ein leises Sprühen glänzender Tropfen rings um sie. Dann kommt der Schein wieder zur Ruhe, und es ist, als fließe er ihr zärtlich über Schultern und Arme, in jede Linie des Antlitzes und über den braunen, schlanken Kopf. Wie aber der Schein jeden der Züge hell überleuchtet, zeigt es sich, daß die Violanta ein Gesicht hat, an dem, wenn es wie jetzt den Himmel anstaunt, der Herrgott sein Wohlgefallen haben kann. In dem Lichtschein zeigt sich die hohe, glatte Stirn, die Nase, die einen so geraden und feinen Bug

hat, daß er im Mondschein wie ein früher Messerschnitt schimmert, die festen schmalen Lippen und das schön geformte Kinn; der Kopf steht aus den Fäden des Gewandes, dem Schmutz der Kammer auf wie ein zum Trödler getragenes Kunstwerk aus dem Allerlei seiner Uebe.

Die Violanta stößt den Kopf in die eine Hand und sieht in die helle Nacht hinaus; sie lehnt schwer an der Brüstung und gähnt; es macht sie schläfrig, daß sie noch immer ein Unbehagen an sich hat, aus dem sie nicht Flug werden kann. Sie muß mit lässigen, traumartigen Gedanken an den Leutnant denken. Halb verschwommen fühlt sie noch die Freude an den Schmeichelreden, die der Reiche von Oberalpen für sie gehabt hat, und ein kindisches Wohlgefallen an seinem glänzenden Soldatenrock. Dann erinnert sie sich seiner Worte, daß morgen Sonntag ist und daß er kommen will. Dabei neigt sie sich unwillkürlich mehr ans Fenster und schaut auf die grüne Lehne hinab. Fast ist ihr, als stände er schon da unten und rief leise herauf: „Laß mich ein, Du!“ Das Herz schlägt ihr um keinen Schlag rascher. Eine leise Neugier ist in ihr, wie es sein wird, wenn er wirklich kommen und dort stehen wird! Und ob sie ihn einläßt? — Nah, warum nicht? — In der Zuchthütte geschieht allerlei, was andernorts nicht geschieht! Daß einer im Offiziersrock zu Besuch kommt, ist zwar etwas Neues, aber warum sollte man nicht etwas Neues erleben wollen!

Als ihr unter dem Mondlicht und den Gedanken der Kopf ins Nacken kommt, steht sie auf, entkleidet sich und legt sich ins Bett. Sie ist so schläfrig, daß sie schon im Sichlegen einschläft und das Niederlegen wie ein Sinken empfindet. Sie fühlt sich sinken, sinken — tiefer und tiefer. Plötzlich fährt sie noch einmal auf; es ist ihr gewesen, als schlage ihr Körper im schmerzhaften Fall plötzlich auf. Sie öffnet die Augen weit und groß, das Bewußtsein kehrt ihr zurück, aufrecht im Bette sitzend, sieht sie die vier Wände der Kammer an: Da bist, Du! Da legt sie sich wieder und läßt den Schlummer an sich kommen.

Als sie erwacht, ist der Sonntag da. Er schaut mit demselben heißen, blauen Himmel zum Fenster herein wie der gestrige Tag und hat denselben heißen Atem. Dabei vergeht er noch langsamer als ein Werktag, weil er keine Arbeit bringt. Gegen den Mittag fällt der Violanta ein, daß heute der Tag ist, an dem die Offiziere Urlaub haben und an dem der Kenner

kommen will. Nah, der wird schön wegbleiben, denkt sie und kümmert sich nicht. Wenige Augenblicke später sieht sie eine Schar dienstfreier Soldaten dem Steg zu an der Stille vorüberziehen. Der Fiedler von der Galde ist darunter, erzählt den anderen etwas im Vorübergehen, lacht und jauchzt eines herauf. Da ist der Violanta, als ob der Kenner doch kommen könnte.

Am Abend, als es dunkel ist, kommt er wirklich. Er steht nicht an der Galde und ruft: „Laß mich ein, Du!“ aber als die Violanta das Wasser vom Brunnen holt, steht er plötzlich hinter ihr, legt die Arme fest um sie und sagt: „Da bin ich!“

Eine Weile plauderten sie zusammen; dann will sie gehen. „Du kommst wieder“, sagt er.

Ohne Antwort geht sie fort, aber wie er es verlangt hat, kommt sie nach einer Stunde zurück. Er staunt über die eigentümliche Ruhe, mit der sie alles, auch sein Schöntun, über sich ergehen läßt. Sicherer wird er, legt auch mit festem Griff den Arm um ihre Hüfte. Nach einer Weile sagt er: „Hier könnte mich einer sehen, in der Uniform!“

Sie horcht auf und sieht ihn neugierig an. „In Deiner Kammer sieht mich keiner“, sagt er dann wieder. Als er es ein paarmal gesagt hat, steht sie wortlos auf und geht ihm voran hinaus in die Kammer, gleichgültig, wie im Traumwandel.

Dann lugt in die Kammer der Violanta der dritte Tag, kühl und frisch. In der Nacht ist ein Wetter niedergegangen; ein kühler Ostwind bläst. Aus der grünen Lehne steigt ein leiser Dampf. Silbertropfen hängen an den Gräsern und an den Nestern der nahen Tannen. Einmal, als ein Vogel durch das dunkle Nadelgeäst streicht, geht ein Sprühregen glitzernder Tropfen auf den Waldboden nieder. Die Violanta steht am Fenster und sieht es; sie erschrickt, als wäre der Tropfenschauer ihr über den Nacken gegangen. Sie ist halb angezogen, Hals und Arme sind bloß; diese trifft der starke, frische Windstoß, der über die Lehne herabgefahren kommt und sich durchs Fenster zwingt, als wolle er das Mädchen wegdrängen. Unwillkürlich legt sie die Hand an den Fensterrahmen, wie zum Halt; und so klein der Widerstand ist, den sie leisten muß, so weckt doch die unscheinbare Anstrengung eine seltsame in ihr schlummernde Kraft. Ihre Gestalt reckt sich unwillkürlich; von ihrer Stirn springt es wie

ein eiserner Ring, der sie umspannt hielt. Der Kopf ist ihr dumpf gewesen und ihr wird plötzlich frei, ist plötzlich voll klarer, schmerzlich klarer Gedanken.

„Jesus Maria“, sagt die Violanta.

Das Einschlafen fällt ihr ein, da ihr gewesen ist, als ob sie sinke, sinke und plötzlich mit schmerzhafter Wucht aufschlage. Und dann ist ihr, als sei das Aufschlagen in diesem Augenblicke erfolgt, heftig, Kopf und Glieder und Sinne erschütternd. „Jesus Maria“, sagt sie noch einmal. Ein unsäglicher Ekstase erfasst sie plötzlich. Sie sieht die vier Kammerwände an. Eng ist ihr darin! Lange hat sie darin und in der Stille gewohnt! Und heute, jäh, wie vom Himmel gefallen, erfasst sie ein Ekstase vor Kammer und Stille! Hastig zieht sie sich an. Als sie hinausgehen will, fällt ihr Blick auf den Stuhl, wo das Waschbecken steht; eine kleine, wertlose Tuchnadel liegt neben dem Becken; das gelbe Metall glänzt in der Helle, die durchs Fenster strömt. Das Mädchen ächzt; der Laut ist fast wie ein unterdrückter Wutschrei. Das hat er ihr mitgebracht, er, der Marianus Renner! Und sie hat es willig genommen, gestern abend noch! Selbst Freude hat sie daran gehabt! Aber jetzt! Sie geht auf den kleinen Gegenstand zu, faßt ihn und schlenkert ihn durchs Fenster in weitem Bogen an die Lehne hinauf. Dann geht sie hinab an die Arbeit. Sonst hat sie sich behäbig Zeit genommen, heute schüttelt der Boden unter den festen, raschen Schritten, mit denen sie in die Küche tritt. Sie nimmt den Milcheimer vom Nagel und macht sich auf den Weg zum Stall. Auf dem Flur begegnet ihr die Mutter. Die sieht sie mit einem höhnischen Ausdruck an, sieht ihr gerade ins Gesicht, als sollte sie, die Violanta, die Augen senken. Ein Gutmütigkeitsgruß geht nicht zwischen ihnen.

„Wo ist der Renner hingekommen gestern abend?“ fragt die Alte unvermittelt; ein häßliches Grinsen begleitet die Worte. Die Violanta zuckt die Achsel. „Weiß ich's?“ sagt sie. Aber sie ist totenbleich dabei, und während sie so weitergeht, ist ihr, als sollte sie sich umdrehen und ausspeien vor der eigenen Mutter.

Eine Weile später hocken der Zureich und sein Weib zusamt dem Mädchen über ihrer Morgenmilk. Sie reden nicht viel; die Zureichin stichelt ein paar mal: „Der ist bald wiedergekommen, der Renner,“ und dergleichen. Die Violanta schlürft die Milk, sieht starr auf den Tisch und sagt kein Wort; sie steht wieder auf und geht hinaus. Auch in der Wohnstube ist ihr eng, als hielte sie es nicht mehr aus darinnen. Dann steigt sie wieder nach ihrer Kammer hinauf; es ist ihr, daß sie noch etwas mit sich auszumachen hat. Sie setzt sich auf den Stuhl, staunt vor sich hin und rechnet ab: „Was ist denn?“

Die Gedanken kommen ihr. Berrufen sind wir immer gewesen! Dem Urgroßvater haben sie den Kopf abgeschlagen. Seitdem sind alle Zureich verrufen. Von der Mutter reden sie schlecht, haben sie alleweil geredet, von den Schwestern auch. Und mit Recht! Was nur wieder in dem Brief gestanden hat vorgestern! Dann ist er gekommen! Ganz gern hat sie ihn kommen sehen! Ganz gern hat sie sich schön tun lassen. An nichts ist er groß schuld, der Gast! Und jetzt! Aufgeschlagen ist sie — im Fallen, wo es nicht tiefer ging — und erwacht!

Die Violanta steht von ihrem Stuhle auf, eine alte Kiste, die an ihrem Bette steht, macht sie auf und framt darin und packt ein Bündel. Das geht alles sicher und schnell; den Sonntagsrock zieht sie an, das Werktagsgewand packt sie auch noch dem Bündel bei. Dann geht sie in die Stube hinunter. Sie ist leer. Vater und Mutter aber hört sie unten am Hause reden, und hinunter steigt sie, gerüstet wie zur Reise.

Der Vater hat ein Weil in Händen und den Tragkorb auf dem Rücken; die Mutter langt sich einen zweiten Korb von einem Nagel am Haus, wo das breite Dach schließt, was daran hängt. Als ihre Blicke auf das Mädchen fallen, schießt ein jähes Staunen darin auf.

„Was, was ist mit Dir?“ fragt der Zureich.

„Ade, Vater“, sagte Violanta und drückt ihm flüchtig die kräftige Hand, die das Weil hält. „Ade, Mutter!“ Nach der Alte sieht sie sich kaum um.

„Bist verrückt?“ sagt die Zureichin, als sie Worte findet.

„Ich gehe fort“, sagt die Violanta. Sie steht kerzengerade in den Schuhen; der Kopf sitzt ihr im Nacken, als sagte sie: „Halte mich einer, wenn er kann.“

„Bist verrückt?“ murret da auch der Zureich.

„Ich gehe einen Dienst suchen“, gibt das Mädchen, schon einen Schritt entfernt, Auskunft.

Da bekommt der Alte einen roten Kopf.

„Warum?“ fragt er.

„Es gefällt mir nicht mehr da.“

„Warum?“ kreischt die Zureichin, die das Staunen wild macht.

„Es gefällt mir einfach nicht mehr.“ Mit dem Wendel sich das Mädchen zum Gehen. Aber die zwei Alten fahren hinter ihr her. An jedem Arm halten sie zwei krallende Hände. „Da bleibst! Bist verrückt? Ich will Dich lehren!“ schallt es durcheinander.

„Laß mich,“ krencht die Violanta. Ihre Augen glimmen. Sie hebt die festen Arme mit einer mächtigen Bewegung und schüttelt die Alten von sich. Ein paar Sprünge bringen sie aus ihrem Bereich. Der Vater stürzt ihr nach. Da beginnt sie zu laufen und künzelt Straßen in den Wald.

„Von der Polizei laß ich Dich heimholen“, kreischt der Alte hinter ihr. Sie jagt davon wie der Sturm. Er holt sie bei weitem nicht ein. Als sie tiefer in den Wald hinein gelangt ist, mäht sie die Felle; vor und hinter ihr ist die Straße leer und still. Dem Vater ist das Nachkommen verleidet. Sie bleibt stehen und lauscht. Zu beiden Seiten der Straße stehen die mächtigen Tannen, ein Stück bergan enden die dunkeln, stillen Baumwände, liegt die Straße frei und schimmert weiß herab. Dort streben die Matten zur Linken und zur Rechten steil an, über diesen steht wiederum düsterer Wald, kahles Felswerk ragt aus ihm auf, schroff, spitz, turmschlank oder wie Wälle und Mauern, hoch oben aber, weiß und klar und groß, schimmern Schneegipfel und Firne. Das steht alles im Norden an dem wolkenlosen Himmel gebaut.

Der Violanta, die sich mit einem Aufsatzen bergan auf den Weg macht, ist sicher geworden, daß keiner mehr sie verfolgt; ihr schlägt ein kühler Wind entgegen, der wie ein Atemzug einer fernen Firne ist. Da läßt sie ihr Bündel fallen, die Arme gleiten ihr zu beiden Seiten herab, die Brust dehnt sich. Unbekümmert, ob einer und wer sie hört, selber kaum wissend, was sie tut, stößt sie einen wilden, gellenden Schrei aus. Als sie geschrien hat, ist ihr leichter zu Mut, freier, so, als seien schwere Eisen von ihr gefallen.

3.

Die Violanta Zureich dient in Anderhaldden. Zwei Dörfer nur hat sie über Juttschi hinaus zu gehen brauchen und hat Unterkunft gefunden. In der Tür — in der und jener Tür steht manchmal das Glück, wenn's einer nur läßt im Vorbeigehen —, in der Kreuzwirtsstube hat die Wirtin, die Hoferin, gestanden, als die Violanta strafdaher gekommen ist. „Nun, wohin willst mit Deinem Bündel, Mädchen?“

„Wah, weiß selber nicht recht, wohin. Zu Schattenhalb, habe ich gehört, in den Wirtshäusern kommt eines gern als Magd unter, da —“

Die Hoferin sieht das Mädchen an, einmal von oben nach unten, einmal von unten nach oben. „Ich brauche eines, das seggen und schaffen will,“ sagt sie; „wenn Du willst, kann ich Dir den weitem Weg ersparen.“ —

So ist die Violanta im Kreuzwirtsstube eingestanden. Ein halbes Jahr lang dient sie nun schon da, treu und recht.

Die junge Kreuzwirtsstube, eine aus dem Oberland, und eine, die im Unterland noch weiter umhergekommen ist, muß längst erfahren haben, daß sie ein Mädchen ins Haus genommen hat, die kein Engel ist und aus keinem Himmel her kommt. Aber wenn sie um der Violanta ihre Herkunft weiß, so läßt sie sich nichts merken; denn das Mädchen geht durchs Feuer für die blonde, gesundwangige Hoferin und ihren geraden, rechten Mann, den Kreuzwirt; so gut sind beide zu ihr. Nichts hat dem Mädchen den Frieden gestört, seit sie in Anderhaldden sitzt, nicht einmal der Vater, der Zureich, mit seiner Polizei. Gekommen ist der freilich einmal. In der Wirtsstube hockt er eines Tages über einem Schnapsglas. Da tritt die Violanta ein. Wohl oder übel muß sie ihm guten Tag sagen; aber er tut ganz zahm. „Eine rechte Stelle hast hier, Du,“ raunt er ihr zu. „Hast etwas Geld?“ fährt er fort. „Wirst dann willig, daß Du auch hier und da etwas heimzuschickst hast, wie die andern, hörst?“

Als sie ihm ein paar blaue Franken hergeholt und mit einer fast verächtlichen Bewegung zugeschoben hat, schmunzelt er, ist freundlich wie einer beim Erben, und geht nach einer Weile zufrieden davon. Die Violanta weiß, was er zu tun hat, damit er nicht bald wiederkommt; von jedem Lohn schickt sie einen rechtschaffenen Teil talab, dabei ist ihr Gedanke jedesmal: „Nekt hast Dich wieder losgekauft.“ Und der Herz schlägt ihr vor Freude, wenn sie das Geld los ist.

In einem Sonntag erfährt die Violanta in der Wirtsstube eine Neuigkeit! Herrgott, was für eine Neuigkeit! An Sonntagabenden muß sie der Hoferin immer an die Hand gehen, denn da sitzt die Schenkstube voller Bauern. Die Bauern sind gut aufgelegt, haben keine Kröpfe und weibernäßig eifrige Zungen. Und heute ist die Stube voll Rauch und Weindunst und von Stimmengewirr und Gelächter laut. Aus allem Lärm tönt plötzlich ein Name hervor.

„Der Marianus Renner!“

Die Violanta, die in einer Stubenecke steht, fährt zusammen und wird bleich. Sie legt die Hand fest auf die Lehne eines Stuhls, blüht scheinbar gleichgültig aus dem Fenster und hort dem Gespräche zu, an dem bald der ganze Haufe der Gäste teilnimmt.

„Jetzt ist er nach Amerika, dem Ratsherrn seiner, der Marianus Renner von Oberalpen!“

„Lang genug hat er's getrieben!“

„Ins Grab bringt er seinen Vater, den Ratsherrn, der Marianus. Ein Ehrenmann ist er, der Alte! Man sollte nicht glauben, daß ein so faules Reis an einem kerngesunden Baum stehen kann!“

„Von klein auf ist er so gewesen, der Marianus, wild, nicht zu regieren, falsch, hinterücks! Mit zwölf Jahren hat er des Babesep's Christen die Uhr gestohlen, mit vierzehn Jahren einem armen Buben von Oberalpen im Sträu das Messer ins Bein gestochen. Von da ab hat es zu Oberalpen keine Ruhe gegeben mit ihm. Kein Mädchen ist vor ihm sicher gewesen. Der Alte hat immer wieder in den Sack greifen und zahlen müssen!“

„Den Narren hat er aber auch gestreift an dem Buben, der Alte. Schwach ist er gewesen, wenn's um den gegangen ist!“

„Er ist auch ein schöner, starker Mensch, der Marianus! Im Soldatenrock hat er stramm ausgesehen!“

„Den hat er jetzt auch ausziehen müssen, den Soldatenrock. Mit Schimpf und Schande haben sie ihn davongejagt, weiß der Himmel, was es da gegeben hat! Das und eine neue Geschichte mit einer Magd, das hat dem Ding den Boden gegeben. So bald kommt der nicht wieder zurück übers Wasser.“

So weit sind die in der Wirtsstube mit ihren Beiträgen zu des Marianus Renner schönem Lebenslauf, als die Wirtin die Violanta um Wein in den Keller schickte. Als sie zurückkommt, kann sie gerade noch hören, wie der alte Schulmeister, der Lusser-Toni, mit seiner heiseren Stimme sagt: „Und doch hat der Lump, der Marianus, einen Bruder, der so brav ist wie er leid.“

Zwei Dinge gehen der Violanta nachher im Kopf herum. Zum ersten: Fort ist er, der Marianus, fort übers Meer! Und so bald kommt er nicht wieder! Sie streckt sich, streitfroh fast, noch mehr, wie einer, dem eine Last von den Schultern gefallen ist. Besser ist besser! Recht weit fort! Ihr kann's recht sein! Als ihre Gedanken von dem Marianus lassen, ist eine leise Neugier in ihr, was der andere für einer sein mag, der so brav sein soll, wie der Marianus schlecht ist.

Die Neugier schläft wieder ein, Wochen vergehen, dann kommt ein Tag, an dem die Neugier wieder wach werden kann, wenn sie will!

„Violanta“, ruft die Hoferin. Sie sitzt nährend in ihrer Wohnstube, dem großen, sauberen Raum, der über der Schenke liegt, sitzt allein an dem langen, wachstuchbedeckten Tisch, an dem zu Mittag die ganze Herde Dienstvolk mit Bauer und Wirtin zum Jubel sich niederläßt. Der Hofer, ihr Mann, der breitschulterige Mensch mit dem braunen Kraushaar und dem festen braunen Schnurrbart, steht händärnlich, die Arme in die Seite gestemmt, vor einem Oelfarbendruckheiligen, der an der Wand hängt und an dem er weiß Gott was Schönes sieht. Die Tür nach dem Flur hinaus steht offen. Durch die kommt die Violanta gegangen.

„Ja“, sagt sie, als sie über die Schwelle tritt. In dem „Ja“ liegt die Antwort auf den Ruf der Hoferin und zugleich die Frage, was sie soll.

„Du, so?“, sagt die Wirtin; „mach die Tür zu.“ fügt sie hinzu und stichelt fleißig weiter am Nähzeug. Der Hofer läßt seinen Heiligen hängen, legt die Hände auf den Rücken und wendet sich nach der Violanta um. Die steht in einem sauberen Rock, der von der schlanken Hoferin stammt und ihr knapp paßt, so daß sie sich recht zeigt, wie sie wie ein fester, junger Baum gewachsen ist. Der dunkle Kopf sitzt gerade auf dem wachsblichen Nacken; die Weiber dazuland gehen alle vornüber gebeugt, wie unter einem heimlichen Foch, aber die Violanta steht da, als gehöre die halbe Welt ihr. Der Hofer ist kein Weibernarr, aber es poppert ihm sonderbar unterm Hemdklappen, während er vielleicht zum erstenmal, seit sie im Hause ist, das Mädchen lang und mit Aufmerksamkeit betrachtet.

„Das ist jetzt so“, beginnt die Hoferin zur Violanta, legt die Arbeit auf den Tisch und beugt sich ein wenig vor. „Du solltest nach Oberalpen für ein paar Tage, zu meiner Mutter; der ist die Magd davongelaufen.“

„Nach Oberalpen?“ fragt die andere. Die Frage kommt hastig, und bliskühlich zeigt sich in den weißen Backen ein Schimmer, wie von einer Blutwelle. Dann faßt sie sich. Er ist ja nicht mehr dort, fährt es ihr durch den Sinn. „Nach Oberalpen?“ wiederholt sie ganz ruhig, „ja, ja, wenn Ihr es haben wollt, warum nicht.“

„Aber Du mußt heute noch gehen“, fährt die Wirtin fort, „er (sie nickt nach ihrem Manne hin) nimmt Dich mit auf den Wagen. Pack zusammen, was Du brauchst für ein paar Tage.“

„So — gut“, sagt die Violanta, dreht sich um und will gehen.

„Wenn“, beginnt die Hoferin wieder, — es scheint ihr ein Gedanke zu kommen, — „wenn es sich gut anläßt mit Euch beiden, könntest auch gerade dort bleiben bei der Mutter.“

Das Mädchen sieht sie an, schlägt den Blick nieder und nickt wie eine, die nicht nein und nicht ja sagen will. Der Hoferin scheint der plöbliche Plan zu gefallen. „Es ist mir darum zu tun, daß die Mutter versorgt ist“, spricht sie weiter. „Sie ist eine schwache, unbeholfene Frau, sie muß eine haben, die schaffen kann und will, das kannst und willst, Du.“

Bei dem Lob gleitet ein flüchtiges Lächeln um den Mund der Violanta.

„Schön hat's eine bei der Frau“, läßt sich der Bauer vernehmen. „Kannst Dich nur zusammennehmen, daß Dich gut hält.“

„Ein Musbund bist noch nicht“, wirft die Hoferin wieder ein, die ein Lied singen könnte, wie sie dem Bureichmädchen all die Monate her Ordnung eingetrichtert hat. „Aber guten Willen hast!“

Die Violanta murmelt etwas davon, daß sie sich Mühe geben will. Indessen nimmt der Hofer seinen Rock vom Nagel und wirft ihn über die Achsel. „So mach Dich fertig“, sagt er, sich zur Tür wendend zu der Magd, „in einer Stunde fahren wir.“ Sie nickt, geht aufrechten Schrittes, wie immer, hinaus und steigt zu ihrer Kammer hinauf, ihre Siebensachen zum zweitenmal in ein Bündel zu schnüren. Diesmal wird das Bündel schon größer, die Hoferin ist eine freigebige und hat der Violanta mit allerlei Gewandstücken nachgeholfen. Während diese packt, kommt sie die Neue an, daß sie mit dem Fortgehen einverstanden gewesen. Sie ist noch zu frisch aus einer Welt herausgestiegen, der entronnen zu sein sie alle Tage ansahend dem Herrgott dankt, als daß sie nicht eine geheime Furcht empfinde, der Weg, den sie ins Ungewisse tritt, möchte sie wieder rückwärts statt vorwärts bringen. Dann aber schlägt sie die Besorgnisse mit dem sich selber eingeredeten Trost nieder: kannst ja zurückkommen, Violanta, wenn Dir's in Oberalpen nicht gefällt!

(Fortsetzung folgt.)

## Anschauung!

Von J. Brand.

Ich habe den höchsten obersten Grundsatz des Unterrichts in der Anerkennung der Anschauung als dem absoluten Fundament aller Erkenntnis festgesetzt.“ So sagt Pestalozzi. Und daß diese Bewertung der Anschauung eines der größten unter seinen großen Verdiensten ist, steht in jedem Lehrbuche der Pädagogik zu lesen. Soweit ist also alles in der Ordnung. Fragt sich nur, ob wir der begeisterten Anerkennung in der Theorie auch die entsprechenden Taten in der Praxis folgen lassen.

Ein Blick in die Praxis des gegenwärtigen Schulbetriebes wird uns darüber aufklären.

Wir haben da — es handelt sich um die Volksschule — einen „Anschauungs“unterricht. Das klingt vielversprechend. Und wenn ein Uneingeweihter sich das Lehrmittelzimmer einer modernen Großstadtsschule ansieht und insbesondere die Lehrmittel für den Anschauungsunterricht, so kann ich mir vorstellen, daß er die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt: „Du lieber Himmel, so was gab's zu meiner Zeit nicht!“ Einen enormen Vorrat an Bildern, großen und kleinen, guten und schlechten — die schlechten überwiegen —, ausgestopfte Säugetiere, Vögel und Fische und manches andere. Ach ja, so ein elendes ausgestopftes Vieh ist mir immer als ein treffliches Symbol dieses Unterrichts erschienen. Da ist äußerlich alles tadellos und

„nett“; aber das Leben? Unwiderruflich abgewürgt. Da stehe ich vor den 50 oder 60 lebenshungrigen Stadtkindern und zeige ihnen mit einem großmächtigen Zeigestock so ein Anschauungsbild: die lieben Hühnerchen, den stolzen Godel, die Entlein, den Mops, nein, das Möpschen und das Zwitschen, das Pjerdchen und Gfledchen und die Blümlein und noch tausend „chen“ und „lein“, und als Frucht der „Besprechung“, gewissermaßen als Krone des ganzen gibts dann einen Vers einzupauken, etwa eine von den abgeschmackten Heyschen Fabeln. Ist denn das noch Anschauung? Wo bleibt denn bei einem solchen Unterricht das Leben? Unbarmherzig wird es abgewürgt, jede Stunde, jeden Tag, jedes Jahr. Das ist nicht etwa übertrieben. Was nützt der Mops, wenn er nur gemalt ist? Lernen die Kleinen wirklich den Hahn und seine Hühner, den Mops und den Spib, den Star und die Ente, und die lieben Blumen in Wald und Feld kennen aus dem Wilde? Oder an dem ausgestopften Exemplar? Unmöglich. Das alles kann und darf doch nur ein Notbehelf, eine Ergänzung sein, und in diesem Sinne wollen wir die guten Wilder durchaus nicht entbehren; aber eine Anschauung der Wirklichkeit ist das nicht. Und darauf kommt es doch an. „Nicht für die Schule, sondern für das Leben erziehen wir.“ Nein, das tun wir leider nicht, sonst müßten wir einsehen, daß unser gerühmter Anschauungsunterricht nur ein dünnes Surrogat, ein Schatten des wirklichen Lebens ist, der, genau genommen, keine einzige richtige Vorstellung von dem, was wirklich ist, vermittelt.

Soviel über den Anschauungsunterricht. Aber weiter. Mer Unterricht soll Anschauungsunterricht sein, in dem Sinne nämlich, daß in jedem Unterricht alle Erkenntnis auf Anschauung gegründet sein soll. Ach greife zwei Unterrichtsfächer heraus, bei denen das Fundament am wackeligsten ist: Naturgeschichte und Heimatkunde.

Wie wenig der elementare Anschauungsunterricht seine Aufgabe erfüllt, davon kann man sich gerade in der Naturgeschichtsstunde recht deutlich überzeugen. Will man auf früher Besprochenes, etwa die Beschreibung eines Tieres, zurückgreifen, so macht man in 98 von hundert Fällen die trübe Erfahrung: Es ist nichts da. Wie sollte es auch? Wo keine Anschauungen sind, können auch keine Vorstellungen sein. Und dann bemüht man sich tagein tagaus, diesem Manko abzuhelfen und bedient sich dazu der alten Mittel, die soeben erst ihre Unzulänglichkeit erwiesen haben: Ausgestopfte Tiere, abgerupfte Pflanzen, Wilder. Der Erfolg oder richtiger, Misserfolg ist stets derselbe: Bei der Wiederholung schon in der nächsten Stunde ist nichts mehr da. Da mag man mit ganzer Seele bei der Sache sein, mit hundert kleinen selbsterlebten Einzelheiten den Stoff „lebendig machen“, hilft alles nichts: Nächste Stunde ist das meiste weg, als wäre es nie dagewesen. Woher sollen denn auch die Vorstellungen kommen, wenn keine Anschauungen vorhanden sind? Bei unseren Großstadtkindern liegen diese Verhältnisse ganz besonders trübselig, weil sie von Haus aus von allen Dingen, die im Naturgeschichtsunterricht mit ihnen behandelt werden, fast gar keine oder doch nur sehr unvollkommene Anschauungen mitbringen. Ich könnte ganze Seiten mit Beweismaterial füllen. Nur einiges: In den Oberklassen einer sechzehnklassigen großstädtischen Volksschule kannte kein Kind den Haselstrauch, den Weiß- und Schwarzdorn, das Buschwindröschen, die Lerche, den Star, den Klüb, die Elster, die Kröte, die Ringelnatter und verschiedenes andere. Selbst Gänse und Bueche kannte kaum ein halbes Duzend Kinder! Und das kann man den Kindern noch nicht einmal anrechnen. Woher sollen sie denn in aller Welt diese Dinge kennen? Sie haben

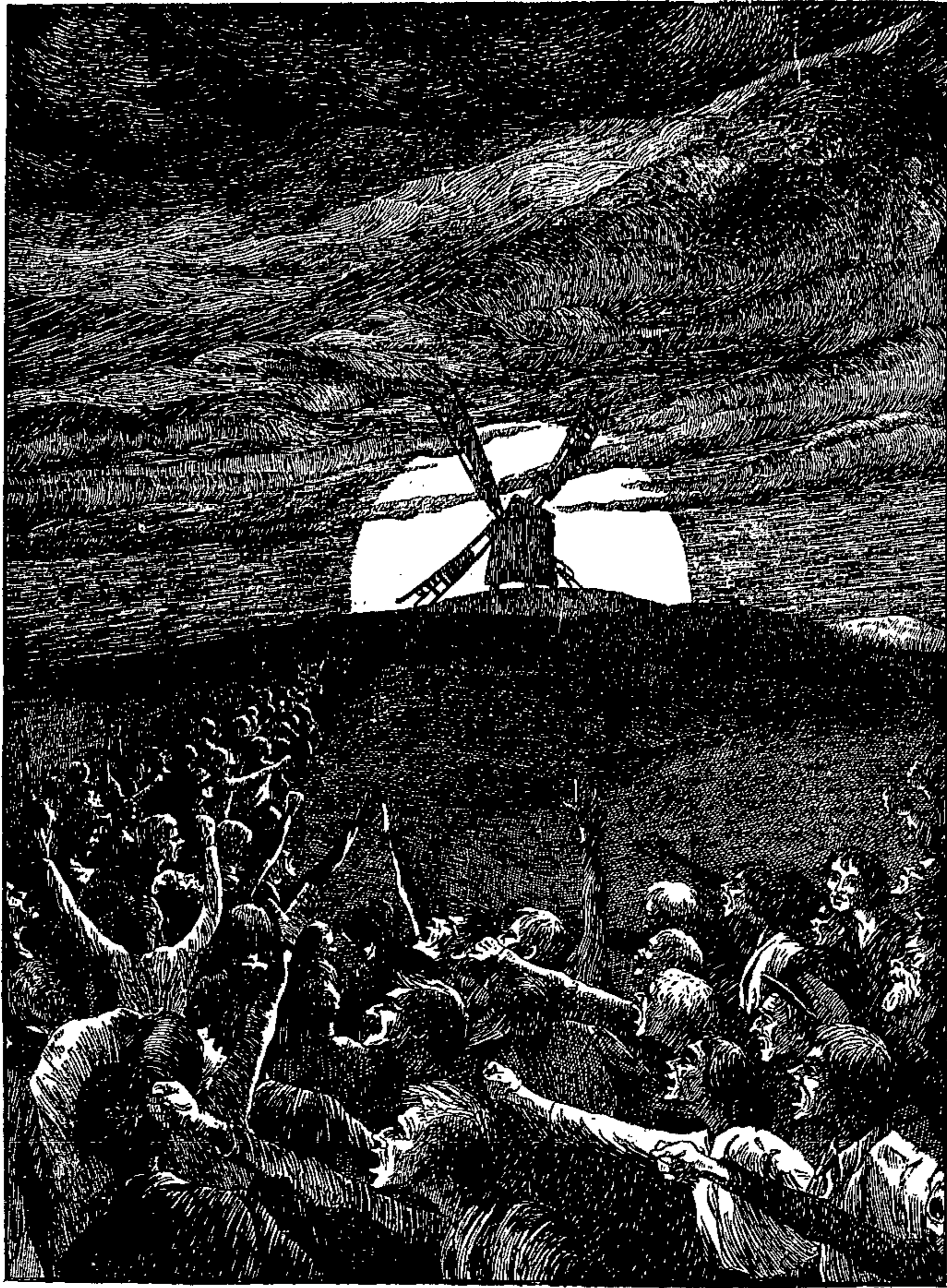
ste ja niemals in Wirklichkeit gesehen. Hinausgehen in die Natur und dort Anschau halten, das können unsere Arbeiterkinder nicht. Die Knaben und Mädchen der Oberstufe sind außerhalb der Schulzeit fast alle gewerblich beschäftigt. Wenn nachmittags der Unterricht geschlossen ist, eilt jedes Kind nach seiner „Stelle“. Kaum daß ihm die nötige Zeit zum Kaffeetrinken, zum Abendbrot, zu den Schularbeiten und — zur Ruhe bleibt. An Sonn- und Festtagen mit Vater oder Mutter hinauszufahren in die Umgegend, dazu fehlt es am Nötigsten. Also die Kinder trifft die Schuld nicht, wenn der naturgeschichtliche Unterricht bei ihnen nicht den Erfolg hat, den er mit seinem reichen und lebendigen Anschauungsmaterial haben könnte. Und der Lehrer auch nicht; er kann beim ehrlichsten Willen mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln nur ein gänzlich unzulängliches Bild geben von der unendlichen, mannigfaltigen, lebendigen Wirklichkeit. Und damit wird den Kindern die reichste und reinste Quelle der Freude und edelsten Lebensgemisses von vornherein verschlossen. Das ist das Schlimmste.

Nicht besser steht es um den heimatkundlichen Unterricht. Freilich das Schulhaus mit allem Drum und Dran lernen die Kinder innen und außen ausgiebig kennen. Zum Ueberdruß. Und von der allernächsten Umgebung gibts dann sauber gezeichnete Karten und, wenns hoch kommt, werden die kleinen auch noch nach dieser oder jener Straße, diesem oder jenem Gebäude oder Denkmal hingeführt. Das ist aber auch alles. Sobald aber der Unterricht über das Weichbild der Stadt hinausgreift, versagt er völlig; denn von allem Schönen und Interessanten, was die liebe Heimat sonst bietet, sehen und hören die Kinder rein nichts. Woher sollen sie also ihre Heimat kennen lernen? Und wie sollen sie sie lieben lernen? Etwa aus den Karten? Wie schwer ist es schon, wenn man die Dinge aus eigener Anschauung kennt, sich nach der Karte eine richtige Vorstellung zu bilden. Und wenn nun die Anschauung völlig fehlt? Da ist wirklich nichts zu wollen.

Ich könnte nun in derselben Weise noch an anderen „Unterrichtsdisciplinen“ nachweisen, wie wenig die gegenwärtige Schule in der Lage ist, ihre theoretische Anerkennung des Pestalozzischen „Fundamentes aller Erkenntnis“ in die Praxis umzusetzen; aber ich denke, die Beispiele genügen vollkommen.

Um dem Anschauungsunterricht eine gesündere Grundlage zu geben, empfehlen unsere Methodiker (Gansberg: Streifzüge durch die

Welt der Großstadtkinder), die Stoffe für diesen Unterricht, soweit großstädtische Verhältnisse in Frage kommen, ganz dem Leben der Großstadt zu entnehmen. Dieser Vorschlag ist gewiß gut gemeint; aber er trägt so sehr das Kennzeichen des Notbehelfs, daß wir in seiner Verwirklichung keinen Fortschritt erblicken würden. Die ländlichen Verhältnisse werden davon gar nicht berührt, und für die Großstadtkinder würde die ödste Einseitigkeit fortbestehen. Wären unsere Methodiker weniger in bürgerlicher Denkweise befangen, so würden sie ganz andere Vorschläge machen. Allein so läuft der Karren ruhig weiter.



**Brot!** Nach einer Zeichnung von Max Fröhlich.

Nach unserer Meinung gibt es nur ein Mittel, dem toten Unterricht wieder Leben einzuflößen: Indem man die Kinder herauführt an die Dinge. Damit wäre dann allerdings ein nie versiegender Quell unmittelbarster Anschauung erschlossen. Wo in aller Welt sollen die Kleinen das Leben und Treiben auf einem Hünerhofe besser kennen lernen als an Ort und Stelle? Warum führt man sie nicht hin? Warum führt man sie nicht an den Ententeich, auf die Wiese, in den Garten, in den Wald, an den Fluß?

Eine einzige wirkliche Anschauung einer Sache hat immer mehr Wert als alles leere Gerede darüber.

Und wie würde diese Art des Unterrichts erst befruchtend wirken für Naturgeschichte und Heimatkunde! Aus Büchern und Bildern lernt man unmöglich das Leben kennen. Welche Anschauung von den biologischen Verhältnissen des wilden Rosenbushes soll das Kind etwa daraus erhalten, daß man ihm einen kümmerlichen Zweig desselben zeigt oder ein sehr häufig noch völlig unzutreffendes Bild? Gar keine. Oder welche Darstellung soll das Kind gewinnen vom Walde? Von der Wiese? Vom Fluße? Gar keine. Trotz allem Gerede über Lebensgemeinschaft gar keine. Und wie soll man dem Kinde

erst den Zusammenhang des großen Ganzen begreiflich machen, wenn es nie mit eigenen Augen gesehen, nie mit eigenen Ohren gehört hat, wie wunderbar „da draußen“ alles ineinandergreift? Bei unserer gegenwärtigen, lediglich auf das Wort und einige dürftige Hilfsmittel gestellten Unterrichtsweise ist das alles unmöglich. Warum führt man die Kinder nicht hinaus in Wald und Heide und Feld und Wiese, damit sie vor den Dingen selbst mit eigenen Augen und Ohren ihre Kenntnisse und Erkenntnisse schöpfen? Ein solcher „Unterricht im Freien“ würde sich vermutlich sehr viel einfacher gestalten als die ewig gleichen Lektionen im Schulzimmer; denn die Kinder mit ihren stets offenen Augen und Ohren würden in zehn Minuten mehr sehen und hören, als der Lehrer ihnen in zehn Stunden aufreden kann. Und was sie in lebendiger Gestalt, bei seinen Lebensverrichtungen, in hundert Beziehungen zu seiner Umgebung beobachtet und erkannt hätten, das würden sie auch nicht leicht wieder vergessen; darauf könnte dann der Lehrer bei späterer Gelegenheit zurückgreifen. Vor den Dingen selbst würden die Kinder sich einen Schatz an Anschauungen und Vorstellungen erwerben, mit dem der Lehrer zu Hause, zwischen den vier Wänden des Schulzimmers, wirt-

schaften könnte. Da läßt der Lehrer etwa einen Aufsatz schreiben über „das Erwachen des Frühlings“. Was wird daraus werden unter den heutigen Verhältnissen? Du lieber Himmel! Man kennt diese gedrechselten und erlogenen Schilderungen. Als ob man auf Stelzen einherginge. Sie haben ja nie das Erwachen des Frühlings beobachtet, weder im Felde, noch auf der Wiese; weder im Walde, noch am Wasser!

Ganz anders würde sich die Sache gestalten, wenn die Kinder auf einen Schatz eigener Anschauungen zurückgreifen könnten. Dann würde sachlich die Ausgabe des Themas genügen; denn dann könnten sie erzählen von dem, was sie selber gehört und gesehen hätten.

Dieser „Unterricht im Freien“ dürfte sich natürlich keineswegs beschränken auf gelegentliche festliche Ausflüge, sondern müßte genau so regelmäßig erfolgen, wie heute die Lektionen nach dem Stundenplan „erledigt“ werden. In jedem Schuljahr, zu jeder Jahreszeit! Daß dabei Rücksicht genommen würde auf die Leistungsfähigkeit der Schüler, auf Wetterverhältnisse und anderes mehr, versteht sich am Rande.

Von vornherein darf behauptet werden, daß ein solcher Unterricht in Naturgeschichte Kindern und Lehrern größere Freude machen würde als der bestehende langweilige und trockene Unterricht.

Und in der Heimatkunde wäre es nicht anders. Heute macht der Lehrer in dieser Sache unaufhörlich die trostlose Erfahrung, daß die Kinder von den Grundbegriffen, mit denen er in jeder Geographiestunde operiert, gar keine Vorstellung haben. Wie sollten sie auch? Liegt

Eine solche Ausgestaltung des Unterrichts kostet natürlich Geld. Verhältnismäßig viel Geld sogar. Und welcher unter den modernen Staaten hätte für Kulturzwecke der Volksschule viel Geld übrig? Und doch würde sich für die Unsummen, die ein einziges Kriegsschiff verschlingt, manches in der angedeuteten Bahn verwirklichen lassen. Aber immer deutlicher wird es: die herrschenden Klassen verlieren immer mehr das Interesse an einer gesunden und gründlichen Volksbildung. Und so wird man für unsere Vorschläge nur ein höhnisches Lächeln, allenfalls ein mitleidiges Achselzucken erübrigen. Ja, wären es die eigenen Kinder! Aber für die ist gesorgt. Auf Ferienreisen, Vade-reisen, Landgütern und dergleichen haben sie wenigstens reiche Gelegenheit, mit Auge und Ohr Schätze einzubeißen; womit dann allerdings nicht gesagt sein soll, daß sie diese Gelegenheit auch immer ausnützen.

regeln, wirtschaftliche Vereinigungen sie zu fördern, und trotzdem in Deutschland jährlich etwa 50 000 Wohnhäuser entstehen und etwa der achte Teil der Bevölkerung Deutschlands im Bauen und Verwalten von Wohnungen seinen Brot-erwerb findet, ist im Prinzip die Wohnungsfrage von ihrer endgültigen Lösung noch fast ebensoweit entfernt wie vorher. Die Not läuft schneller als die Galle. Das lehren die in einer ganzen Reihe von Groß-, Mittel- und Kleinstädten immer wieder auftretenden Wohnungsnot.

Zugleich aber stranden an der ungelösten Wohnungsfrage immer und immer wieder viele der brennendsten sozialen Reformen, und wiederum hängt die endgültige Lösung der Wohnungsfrage ab, von vielen anderen sozialpolitischen Stellungnahmen, die wie eine eiserne Kette das kapitalistische Wirtschaftssystem umfassen; sie halten den geifernden Körper



Hans Baluschek: Fabrikarbeiterinnen.

die Heimat im Flachlande, woher sollen sie dann einen Berg kennen? Da liest man etwa bei „Behandlung“ des Harzgebirges zur „Belebung und Befestigung“ des Stoffes ein Stück aus dem Lesebuche: „Die Beerenwanderer des Harzes“. Ganz zwecklos; denn die Kinder kennen weder den Harz, noch seine Beeren, noch die Harzbewohner, weil sie all das nie gesehen haben. Und ähnlich ist es mit anderen geographischen Grundbegriffen: Fluß, Mündung, Binnensee, Meer, Küste, Insel und dergleichen mehr, je nach Lage des Heimatortes.

Warum führt man die Kinder wieder nicht an die Dinge heran? Warum werden nicht auf den Stufen, auf denen dieser Unterricht einsetzt, regelmäßige Ausflüge unternommen? Warum wird nicht jeder Schule für jedes Jahr eine bestimmte Summe zur Verfügung gestellt für solche Ausflüge? Warum werden mit den Oberklassen nicht jedes Jahr größere Ausflüge ins Gebirge oder an die See unternommen?

Für die Kinder des Volkes findet sich höchstens hier und da gelegentlich ein „Wohltäter“, der generös ein paar tausend Mark zur Verfügung stellt, damit jährlich einige Dutzend Volksschüler mit ihrem Lehrer eine etwas ausgedehntere Ferienreise unternehmen können. Aber so sehr man sich in bürgerlichen Kreisen mit dieser Art von Wohltätigkeit auch brüstet, uns wird sie zur Plage; wir verzichten gern auf alle Wohltaten, wenn man uns die Rechte zubilligt, die wir beanspruchen können. --

## Die Arbeiterwohnung.

Von Hugo Hillig.

**Z**u den wichtigsten Problemen der Gesellschaft gehört die Wohnungsfrage. Eine umfangreiche Literatur handelt davon, Kongresse beschäftigen sich damit, Gesetze suchen sie zu

zusammen, aber sie werden ihn auch erwürgen, wenn seine Ausdehnung an ihnen die Grenze findet.

Es darf deshalb nicht wunder nehmen, wenn Reformen aller Schattierungen sich mit der Wohnungsfrage abmühen und wenn sich die Erkenntnis der unhaltbaren Zustände selbst den erflußigsten Kreisen aufdrängt.

Will man geschichtliche Einblicke in die Wohnungsfrage des arbeitenden Volkes gewinnen, so geben eben jene ostelbischen Landarbeiterwohnungen das beste Anschauungsbeispiel; sie illustrieren die Wohnungskultur des arbeitenden Volkes bis ins Jahrhundert zurück. Wie die Katen der Landarbeiter entstanden sind, so stehen sie heute noch ängstlich hinter Busch und Strauch vor dem breitspürigen Herrenhaus versteckt, nur für die allergeringsten Bedürfnisse oder für viehhähnliche Bedürfnislosigkeit eingerichtet, ohne jeden anderen Zweck als dem, dem Kätner und Fröner und Kossäten ein Obdach

während der Nacht, da er doch nun nicht mit Frau und Kindern in des Herren Diensten steht, zu gewähren. Nichts weiter als eine Art Stall, auf den bloßen Erdboden gebaut, ohne Dichtung und ohne den allergeringsten Komfort, der sich im Laufe der Jahre im Wohnungsweisen ausgebildet und der in den Wohnungen der Besitzenden in der Stadt und hier im Herrenhaus im Verein mit Kunst und Technik sich zu hoher Kultur erhoben hat.

Nichts von alledem in der Arbeiterwohnung auf dem Lande. In der Dürftigkeit und ängstlichen Bedrücktheit der Landarbeiterwohnung atmet nichts von der naturwüchsigen Verbtheit der alten Bauernhäuser, von deren niedersächsischen und flämischen Formen Rembrandt, Ostade u. a., von deren mittel- und süddeutschen Gestalten Ludwig Richter, Schwind und andere Schilderungen gegeben haben. Auch diesen Bauernhäusern, namentlich in mageren Gegenden, fehlte das, was der moderne Mensch Komfort nennt, in allen Dingen, und doch hatten diese Bauernhäuser ihrer Zeit Kultur; ihre Tradition, jeder Sparren, jeder Winkel ihrer Einrichtung bis zum letzten Pflock wurzelte in dem Bauertum jener Zeit. Der Bauer jener Zeit stand sicher freier, selbstsicherer, natürlicher auf der Diele oder der Tenne seines Anwesens, als es heute vom Städter in seiner eleganten und komfortablen Mietwohnung gilt. Städter und Mietwohnung sind unzertrennbare Begriffe geworden, wie ehemals immer Bauer und eigener Hof unzertrennbare Begriffe waren.

Und doch stand es einst auch um den Städter anders. Der Städter war Bürger und selbst als kleinster Burginasse stand er auf so gut wie eigenem Grund und Boden. Was nicht Haus und Hof hatte, war nicht Bürger der Stadt, war geduldet, war fremd. Im hohen Giebel des Hauses schief der Geselle, und eine Wohnung außer der Werkstatt und der Herberge brauchte er nicht. Eine häuslich selbständige Lohnarbeiterchaft existierte nicht. Der mittelalterliche Handwerksgefelle durfte nicht heiraten, ehe er sein Meisterstück gemacht hatte, die zunftmäßige Wanderzeit schob diesen Zeitpunkt weit hinaus. Aber endlich lief der Geselle doch in den Hofen einer bürgerlichen Existenz ein, und indem er den Bürgerbrief erwarb, ward er in der Regel auch Eigner von Haus und Hof auf eigenem Grunde. Es mochte bescheiden sein, mochte, wie bei den ersten städtischen Wohnhäusern im Erdgeschoß nur für eine Stube Platz haben, mochte zunächst nur ein Holzbau sein. Der neue Bürger aber war Herr in seinem beschränkten Reich, wenn nicht das Geschlecht droben auf der Feste Grund und Boden mit einem Spinnwebennetz von Besitztümern und Rechten übersponnen hatte.

Auch die sparsamste Einteilung der Bodenfläche im Bereiche der Ringmauern konnte nicht verhindern, daß es endlich an Platz gebrach, selbst wenn die Städte ihre Ringmauern zweimal, dreimal weiter zogen. Feuersbrünste, Kriege, Erbteilungen vermischten das bunte Gewirr Kleinbürgerlicher Besitzverhältnisse, zogen zusammen, rissen auseinander und teilten ab; die Bevölkerung der Städte vermehrte sich auch durch regeren Zuzug statt nur durch natürlichen Zuwachs. Die kleinbürgerliche Form des Bodenbesitzes wandelte sich, und es entstand die Pachtung, das erste Stadium der Miete. Die Pacht umfaßte das ganze Haus, den ganzen Hof, die Miete nur einzelne Teile. Hier und da freilich, wie z. B. bei den in München und seinen Vorstädten heute noch erhaltenen sogenannten Herbergen, konnten die Häuser in ihren einzelnen Geschossen verschiedene Besitzer erhalten, ein Zustand, der sich dort Jahrhunderte hindurch bis auf die Gegenwart erhalten hat.

Unterdessen war aus dem privatwirtschaftlich unselbständigen Handwerksgefellen ein anderer geworden. Namentlich in den Hand-

werken, auf die der mittelalterliche Kapitalismus schon seine Hand gelegt hatte, bei den Webern in Augsburg, Nürnberg, Ulm usw. 1488 ließ der Rat von Nürnberg auf dem eingefüllten ehemaligen zweiten Stadtgraben 8 Häuserreihen errichten, 7 Straßen dazwischen als Wohnung für Augsburger Warchendweber, die man zur Gewinnung eines neuen Gewerbes in die Stadt zog. Diese Häuser stehen noch heute unter dem Namen Sieben Heilen am Weberplatz in Nürnberg. Dreißig Jahre später entstand in Augsburg die Fuggerei, eine kleine Stadt von 51 Häusern in einigen Gassen mit 106 Wohnungen und zwei Kirchlein. Diese Wohnungen, die heute noch bestehen, hatte der Handelsherr Jakob Fugger errichtet für Minderbemittelte, die jedenfalls durch die Fuggereischen Geldfaktalente an den Bettelstab gebracht worden waren; in der Fuggerei konnten sie für zwei Gulden jährliche Miete wohnen. Von 1576 bis 1582 wird sodann in Wolfenbüttel das große Wohnungsprojekt des Herzogs Julius von Braunschweig und Lüneburg zum Teil ausgeführt. 2000 Baustellen sollten anfangs bebaut werden, „auf Aufriffsimi kosten“, aber das Projekt gedieh nur bis auf 100 Wohnhäuser; der Herzog hatte sich später ein Hypothekengeschäft aus dem philanthropischen Plan zurechtgemacht.

Die ersten Anfänge städtischer Wohnungsmisere sind mit diesen und ähnlichen Mitteln gelöst worden. Aber die Wohnungsnöte müssen immer wiederkehren, je mehr die Dampfmaschine die immer noch handwerksähnlichen Manufakturen zu Fabriken umwandelt. Im Jahre 1790 beschäftigt sich das „Braunschweigische Journal“ mit einem „Vorschlag zur Verstopfung der Quellen der städtischen Armut“, in dem es u. a. heißt: „ . . . Denn wenn von den Landleuten jährlich etwa nur der vierzigste Teil stirbt, so verlieren kleine und mittelmäßige Städte schon den dreißigsten Kopf, und übervolkreiche, d. h. wo die Menschen in verdorbener Luft dicht übereinander gepackt sind, gar den vierundzwanzigsten. Die Schuld aber liegt in der ungesunden Luft, welche sie in ihren engen, unreinlichen Wohnungen unter der Erde oder im Hofraume Tag und Nacht einatmen.“

Aber das waren nur die ersten Anzeichen der furchtbaren Zustände im Wohnungsweisen, die der um diese Zeit aufkeimende Industrialismus hervorbringen sollte. Fr. Engels gibt in seinem Werke: „Die Lage der arbeitenden Klassen in England“ fünfzig Jahre später eine grauenerregende Schilderung der Zustände in einigen englischen Städten, in denen die Industrialisierung durch die Dampfmaschine und durch die Maschinen zur Baumwollenverarbeitung schon sehr weit vorgeschritten ist, und in denen das Wohnungsweisen auf dem allertiefsten Stand angekommen zu sein scheint, den sich ein zivilisierter Mensch überhaupt denken kann. Was Engels da schildert, ist auch in Deutschland nicht ganz beispiellos gewesen; es gibt auch deutsche Städte, wo, wie in Manchester, die Arbeiterviertel von glatten, lädenbesetzten Straßen umzogen sind, in denen sich die Menge und der gutgesinnte Bürger bewegt, scheinbar ohne zu ahnen, was hinter diesen Straßen in den von ihnen umgrenzten Häuserblocks liegt. Dort ist nämlich ein Gewirr von dunklen, schmieren Gassen, und in regelloser Bauart stehen dort die Häuser, in denen die Armen und die Arbeiter wohnen. Nur durch schlauchähnliche schmale und niedrige Zugänge sind diese Winkel erreichbar. In Hamburg kann man fast genau dieselben Zustände heute noch finden; im Zuge der Steinstraße und des alten und des neuen Steinwegs findet sich an der Straßenseite Laden an Laden mittlerer Qualität, aber durch einen schwarzen Schlot hindurch gelangt man zu den Terrassen, jenen langgestreckten düsteren Höfen, in denen immer noch Tausende von Hamburgs Arbeitern wohnen müssen, um in der

Nähe ihrer Arbeitsstätten zu sein. Noch 1901 konnte der Mieterverein in Hamburg am Gänsemarkt, in der Nähe des Jungfernstiegs, auf dem die ganze und die halbe Welt flaniert, einen finsternen Hof entdecken, der von 37 Familien bewohnt war; für 120 Personen stand nur ein noch dazu offener Abort zur Verfügung, der nicht einmal täglich gereinigt wurde und auch keine Wasserspülung hatte. Zustände aber 1905 in Hamburg, die den fünfzig Jahre früher von Engels in Manchester konstatierten durchaus nicht nachstehen, zumal wenn man nicht vergißt, daß die Mieter dieses Hofes eben kurz vor seiner „Entdeckung“ je um 10 Mk. gestiegen worden waren.

Die Mieten in solchen Spielarten zu steigern, findet nämlich ein Vermieter, der sich mit dem Vermieten solcher „Behausungen“ befaßt, der sich nicht scheut, ein solches Gewerbe zu betreiben, niemals schwierig. Es kann hundertfach bewiesen werden, daß der Arbeiter und der Arme für seine noch so armselige Wohnung immer noch verhältnismäßig mehr Miete bezahlt, als der Gutsituierte. In Dresden konnte an Wohngebäuden für Beamte und Arbeiter, die sich in staatlichem Besitz befinden, festgestellt werden, daß die Beamtenwohnhäuser 0,9 Proz., die Arbeiterwohnhäuser dagegen 4,54 Proz. des Grundstückwertes als Mieteertrag einbrachten. In Leipzig konstatierte das statistische Amt, daß der Anteil der Miete bei den Einkommensklassen betrug:

bis 1 100 Mk. . . . .	23,00 pCt.
1 100—2 200 Mk. . . . .	19,02 „
2 200—4 300 Mk. . . . .	19,36 „
4 300—8 300 Mk. . . . .	15,70 „
8 300—16 000 Mk. . . . .	11,64 „
16 000—26 000 Mk. . . . .	8,43 „
über 26 000 Mk. . . . .	4,42 „

Deshalb ist das Vermieten dieser primitiven Arbeiterwohnungen bei dem Massenbedarf, der vorhanden ist, ein viel einträglicheres Geschäft, als das Teilhalten hochherrschaftlicher Wohnungen und die Besitzer solcher Kasernen gelten wohl gar noch als soziale Wohltäter. Als einmal in einer Stiftung zur Erbauung billiger Wohnhäuser in Leipzig 152 Wohnungen vermietet werden sollten, standen die Reflektanten in dichten Haufen: 1200 Parteien bewarben sich um 152 Wohnungen! In Halle a. S. wurde 1908 die Wohnung einer Proletarierfamilie entdeckt, die — neun Köpfe stark, die Mutter eine gelähmte Frau, der Vater schwerhörig und arbeitslos — in einem einzigen Raume lebten; der Raum war 4,70 Meter breit, 4 Meter lang und 2,50 Meter hoch. Für die ganze Familie war ein Bett vorhanden, die kranke Frau brachte Tag und Nacht auf einem Stuhle zu, die Kinder auf dem Fußboden. Der Vermieter dieser „Wohnung“ aber hatte der Stadt Halle Grund und Boden für den Bau einer Kirche geschenkt, die bei einem Kaiserbesuch mit Pracht und Prunk eingeweiht wurde.

„O! daß die, welche die Geschichte der Völker regieren, sich nur daran erinnern, daß sie nur bedenken wollten, wie schwer es für die ärmeren Klassen ist, in ihrem Herzen die Liebe zum häuslichen Herd, der alle häuslichen Tugenden empfinden, zu entzünden, wenn sie gezwungen sind, in dichten, schmutzigen Massen zu leben, wo aller gesellschaftliche Anstand verloren geht, oder aber, wo er niemals zu finden ist; daß sie nur einmal von den breiten Straßen und großen Häusern zur Seite abbiegen und die elenden Wohnungen in engen Gassen, in welchen nur die Armut lebt, verbessern wollten — dann würde manch niedriges Dach wahrhafter den Weg zum Himmel weisen, als der erhabenste Kirchturm, welcher sich heute stolz aus der Mitte von Schuld, Verbrechen und gräßlicher Seuche erhebt — ein Sohn auf seine Umgebung!“

Diese Worte, die Charles Dickens 1840 schrieb, sind jenem Halleischen Hausherrn sicher nie zu Gesicht gekommen. (Schluß folgt.)

# Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung.)

„Doch Mesi erwiderte ihr ganz kurz, daß sie nichts verlange und auch nichts annehmen würde. Sie wolle nichts als ihre Freiheit.“

„Aber uns hätt er was geben können, der Schurkian!“ sagte die Mutter tief gekränkt. „Austament nehmen wir Dich jetzt zu uns, Mesi. Er soll sich ärgern, der Kerl!“ — Sie fuhr sich mit den Händen über die feuchten Augen. — „Das hat man jetzt davon, daß man immer zu ihm g'halten hat und gegen 's eigene Kind g'wesen is. . . . Jetzt zieht aber zu uns, Mesi, und recht hast, daß Du Dich von dem feinen Herrn scheiden läßt. Wir brauchen ihn gar net. Verdienst ja so genug, daß wir davon ganz schön leben können, net wahr, Mesi?“

Doch Mesi verspürte keine Lust, die so schwer erungene Freiheit aufzugeben und im Elternhause all das Gezänke wieder anzuhören, an das sie sich noch aus ihrer Mädchenzeit nur zu gut erinnerte. Hatte sie doch das Bestreben, sich vor diesen Maniszenen zu flüchten, in diese unglückliche Ehe hineingehekt! . . . Hier, in der ruhigen Zurückgezogenheit, lebte sie erst auf. . . . Auch Toni, die am Fenster stand, gab ihr durch unaufhörliches Mitzeln und Kopfschütteln zu verstehen, daß sie bei ihrem „Mein“ bleiben sollte.

So bemerkte sie ganz kühl, der Vater habe ihr nun einmal die Tür gewiesen, und es falle ihr gar nicht ein, wieder nach Hause zu gehen. Die Mutter solle keine Angst haben, sie werde schon die Eltern unterstützen, soviel sie könne, aber zu ihnen ziehen — niemals.

18.

Die Scheidung „von Tisch und Bett“ war vom Gericht ausgesprochen. „Aus dem Verschulden der Frau“, stand im Urteil, das der Wale der Frau Therese Greiseneder einhändigte. Doch dieser Vorwurf ging Mesi nicht nahe. Als sie das Blatt durchlas, kam eine stille Freude über sie. Denn das ersehnte Glück war endlich eingezogen, die Last, die sie noch in den letzten Tagen mit bangen Zweifeln bedrückt hatte, für ewige Zeiten von ihr genommen.

Oft erkundigte sich Vinder nach ihr. Doch sie wollte ihn nicht sehen. Aber kaum, daß er wieder gegangen war, hätte sie ihn am liebsten wieder zurückgerufen, so bangte sie voll Sehnsucht nach ihm. Toni war damit gar nicht einverstanden, daß sie sich auch jetzt, wo sie frei war, so ängstlich vor dem Glück verschloß, nach dem es sie doch verlangte, und machte ihr in ihrer besorgt zärtlichen Art darüber Vorwürfe. Mesi blieb aber taub gegen diese Ermahnungen. Sie schüttelte den Kopf und schwieg. Das Rad der Nähmaschine drehte sich mit lautem Gesurr, als wollte es alle weiteren Erörterungen abschneiden. Dann senkte Toni über diesen eigenartigen Unverstand und gab für diesmal ihre Bemühungen auf.

Zwischen war der Frühling gekommen. Wenn Mesi bei den Eltern zu Besuch war, sah sie vom Fenster aus im Gärtchen wieder die Knospen treiben und das Gras in der Sonne hellgrün erschimmern. Wie vor zwei Jahren. Wieder strömte der süßweiche Duft ins Zimmer und zauberte schwellende Hoffnungen in der Brust hervor. Die Weihnachtskerzen auf dem Mastanienbaum wurden täglich größer und üppiger, an allen Enden regte sich kräftiges, saftstrotzendes Leben und rieb sich frohlockend den Winterschlaf aus den Augen.

Aber Mesi glaubte an kein Wiedererwachen. Sinter ihr lag es düster und dunkel, und vor ihr war kein Lichtblick, das ganze künftige Leben eine endlos lange Nacht. Und sie schloß sich vor jedem Sonnenstrahl ab, als brächte er den Tod.

Doch eines Tages konnte sie's nicht hindern, daß Vinder ins Zimmer trat. Es war gegen Abend, die beiden Frauen waren allein, Toni's Mann war noch nicht aus der Fabrik zurückgekehrt. Mesi saß an der Nähmaschine und arbeitete eifrig, Toni besserte Kinderwäsche aus, der Kleine schlief ruhig im Kinderwagen.

Da läutete es draußen. Toni sprang auf, um zu öffnen, und schob bald darauf mit viel-sagendem, triumphierenden Lächeln Herrn Vinder herein. Sie selbst verschwand rücksichts-voll in der Küche.

Mesi's Wangen röteten sich, als er mit höflichem Gruß herankam. Sein Gesicht war blaß, Furchen gruben sich um den Mund, die braunen Augen waren umflort. Mesi zitterte wie beim Anblick einer nahenden Gefahr.

„Endlich treff ich Sie zu Hause, liebe Frau Mesi!“ sagte er leise. Die Stimme klang weich und etwas zaghaft. „Sie scheinen ja vor mir Angst zu haben!“

„Angst?“ — lispelte sie kaum hörbar, ohne aufzublicken, und noch dunkler erglühten ihre Wangen. „Vor was denn?“

„Na, das mücht ich eben Sie fragen,“ erwiderte er lächelnd. „Sie müssen's ja wissen, Frau Mesi, da Sie mir immer ausgewichen sind.“

„Herr Vinder!“ rief sie in flehendem Tone. Es lag darin wie die Bitte: „Schone mich! Du weißt ja, wie ich leide.“

Er erschraf vor dem traurigen Klang ihrer Stimme. Doch mit einer energischen Kopfbewegung schüttelte er alle schwächlichen Bedenken von sich ab. „Frau Mesi, lassen wir doch das Verstecken spielen!“ bemerkte er im nächsten Augenblick.

„Es nützt nichts,“ fuhr er fort, als sie ihn wiederum mit einem so innig bittenden Ausdruck ansah, „ich kann nicht wie irgendein Fremder zartfühlend über alles, was vorgefallen ist, schweigen, als wenn sich nichts in Ihrem Leben ereignet hätte. . . . Sie werden's vielleicht taktlos finden, Frau Mesi, aber das Herz fragt nicht danach, was sich schickt. . . . Ich kann nicht. Ich hab lang genug geschwiegen. Hätt ich's lieber nicht getan!“ fügte er wehmütig hinzu.

Mesi blickte sinnend vor sich hin. Sie konnte die Gedanken, die ihr wirr und reallos durch den Kopf jagten, nicht zu einer klaren, festen Vorstellung vereinigen. Alles verschwamm ihr im Geiste. Sie war nicht instande, dem Manne, der vor ihr saß, auch nur ein Wort zu erwidern.

„Ich weiß es, daß ich die Schuld hab,“ begann er von neuem.

„Warum sind S' damals fort?“ lispelte sie leise. „Wenn ich mich mit Ihnen hätt beraten können.“

„— wär's gewiß nicht so weit gekommen, liebe Frau Mesi. Das werd ich mir nie verzeihen.“

„Ich hab niemanden g'habt,“ fuhr Mesi langsam fort, „niemanden, den ich hätt fragen können, keine Menschenseele net außer die Eltern, und die —“ Ein Schatten trübte ihr Gesicht. „Ja, ja! Mir war's so — ich hab selber net g'wußt, wie — Wenn Sie dag'wesen wären, mit Ihnen hätt ich reden können, Herr Vinder. Seitdem Sie weg waren, hab ich's g'fürt, wie S' mir abgeben.“

Ein frohes Aufleuchten seiner Augen war die Antwort. „Ich auch, Frau Mesi, ich auch,“ sagte er mit freudig bewegter Stimme. Aber der helle Ausdruck verschwand bald vom Gesicht. „Lassen wir das, was nicht mehr zu ändern ist! Zwei Leben hab ich durch meine Dummheit verpfuscht.“

„Und Sie sind gar net bö's auf mich, Herr Vinder? Sie — Sie denken net — schlecht von

mir?“ Zaghaft brachte sie die Worte heraus. „Ich hab's immer g'laubt, drum hab ich mich so verdeckt vor Ihnen. . . . Gott, ich hab mich so g'schämt! Für was Sie mich halten werden, hab ich mir alleweil gedacht.“

„Quälen Sie sich nicht, Frau Mesi! Sie haben schon genug zu leiden gehabt, Sie Arme. Wenn ich das alles ungeschehen machen könnte auf alles mücht ich verzichten. . . . Ach Gott, ist das nicht kindisch, Frau Mesi? So machen's die Kinder, wenn das Spielzeug, das sie gedankenlos verschleut haben, von fremder Hand zerbrochen vor ihnen liegt. Dann müchten sie's erst haben und fangen zu weinen an. Nicht viel vernünftiger machen wir's.“

„Halt ja! Wahr is 's!“ Zeugend sagte sie's. Ihre großen Augen sahen ihn traurig an.

„Seien wir tapfer, Frau Mesi!“ Gewaltsam wollte er sich in eine mutige Stimmung hineinreden. „Das Leben hat uns beiden hart mitgespielt. Ihnen mehr als mir. Tragen Sie's stolz, Frau Mesi! Lassen Sie sich nicht unterkriegen. Weiben Sie dessen eingedenk, daß Sie brav und mutig gehandelt haben. . . . Und daß man vor Ihnen Achtung haben muß, Frau Mesi. Nicht jede Frau ist so ehrlich, die Klüge von sich zu werfen und sich um die Vorurteile der lieben Mitmenschen nicht zu überen.“

Gespannt hatte ihn Mesi angehört. Rosiger Hauch lag auf ihren Wangen, und in ihren weitgeöffneten Augen leuchtete es hell auf. Sie sah ihn dankbar ins Gesicht. Die Freude machte sie unfähig, zu sprechen.

„Und wenn Sie einmal jemand brauchen sollten, Frau Mesi — man kann ja nie wissen, was einem bevorsteht — dann erinnern Sie sich daran, Frau Mesi, daß es in Wien jemand gibt, der Ihnen ein guter, ein sehr guter Freund ist, der Sie von Herzen gern hat. . . . Werden Sie daran denken, Frau Mesi?“

„Ja,“ hauchte sie, von neuerlicher Mut übergossen und blickte zu Boden.

„Wir sind ja Kameraden, Frau Mesi, beide sozusagen ein bißchen lädiert vom Schicksal. Darum müssen wir jetzt fest zusammenhalten. Das kann einen über manches hinwegtrösten. . . . Also Kopf hoch, Kamerad! Zeigen Sie den lieben Mitmenschen die Zähne, wenn sie Ihnen zu nahe kommen!“

Er nahm Abschied. Gerade hatte Toni schlüchtern und diskret die Türe ein wenig geöffnet und durch den kleinen Spalt hereingefragt, ob sie nicht höre. Sie müchte den Tisch decken. Ihr Mann werde ja bald nach Hause kommen.

Nun waren die beiden Frauen wieder allein. Die Dämmerung schlich langsam ins Zimmer, in den Ecken lag schon tiefer Schatten. Nur am Fenster schimmerte noch mattes Abendlicht. Toni war sehr gesprächig, während sie die Vorbereitungen zum Nachtessen traf. Mesi antwortete nicht. Die Hände im Schoß vergraben sah sie da, mit einem verklärten Ausdruck im zartgeröteten Gesicht. Sie hörte nichts und sah nichts. Moß eine liebe Stimme drang wie von ferne zu ihr, und zwei starke Arme hoben sie in die Höhe und trugen sie weit weg, unter andere Menschen, denen sie in die Augen leben durfte. . . .

Am nächsten Tage besuchte sie die Eltern, wie sie es von Zeit zu Zeit tat, um ihnen Geld zu bringen und nach ihrem Befinden zu sehen. Als sie in den Flur trat, sah sie eine große Menschenmenge im Hof, alle Hausbewohner und alle Dienstmädchen um den Herrn Thomas herum versammelt, und nach dem Lärm zu schließen, der dort herrschte, schien es etwas besonders Interessantes zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

## Brot!

(Zu unserem Bilde.)

Es steht eine Mühle am Himmelsrand,  
Die Flügel dreh'n sich im Winde.  
Der sinkenden Sonne flammender Brand  
Eräuft blutende Tropfen auf's dämmernde Land  
Und rötet die Höhen und Gründe.

Es steht eine Mühle . . . die mahlt und mahlt . . .  
Und dennoch darben so viele!  
Schon schließt sich ihr Zug. Vom Abend umstrahlt  
Wälzt er sich näher. Und immer noch mahlt  
Am Himmelsrande die Mühle!

Es steht eine Mühle . . . die Flügel umloht  
Des Abends Leuchten, das warme.  
Der Zug kommt näher: das schreit nach Brot,  
Das strafft den Nacken, das stampft, das droht  
Mit hoch erhobenem Arme . . .

Es mahlt eine Mühle der Erde Korn . . .  
Was rauscht aus des Zuges Gewühle?  
Da gellen Stimmen wüß und verwor'n . . .  
Da blißen Augen in Wut und Zorn:  
Brot! Brot! — — Es mahlt eine Mühle . . .

**Fabrikarbeiterinnen.** Der Maler unseres Bildes ist einer von den wenigen Künstlern, die ihre Motive mit Vorliebe dem Arbeiterleben entlehnen. Die „von der Kunst“ nennen ihn gern den „Arbeiter-Maler“. Was er gibt, ist fast immer ernst, streng, düster. Jede Schminke ist in diesen, meist in fremd anmutenden Farben, hingeworfenen Bildern vermieden. Das Malerische leidet oft stark unter jener realistischen Herbitheit, die man als Baluscheks Eigenart bezeichnen darf. Ein Sandfeld vor den Toren der Großstadt, der Dachgarten einer Mietkaserne, ein Arbeiterpaar vor einem Neubau, Fabrikmädchen, die arbeitsmüde nach Hause eilen, wie in unserem Bilde, sind Motive, die unserem Maler zu künstlerischer Gestaltung anregen.

Ein schweres, dunkles Grün ist der Hauptton des von uns reproduzierten Gemäldes. Die Schatten der nahenden Nacht breiten sich über das Arbeiterviertel. Eine traurig stimmende, trostlose Müdigkeit weilt über dem Bilde, aus dem sich in einem stumpfen Rot das Fabrikgebäude und in einem schwärzlichen Braun der Baum herausheben. Ein gelbgrüner Reflex liegt auf den Gesichtern der Arbeiterinnen, die in breitem Strome dem Fabrikore enteilen. Jedes Gesicht ist anders und doch spricht aus allen die gleiche Mattigkeit, die gleiche Trostlosigkeit und Daseinsfreudlosigkeit. Das gelbgrüne Licht auf den Gesichtern erinnert an Leichen. Man wähnt den Dunst der Fabrik einzuatmen und das nebenzermürbende Surren der Maschinen hinter den großen Gitterfenstern zu hören, in denen noch ein letztes Aufleuchten der untergehenden Sonne sich widerspiegelt. Das Bild ist keines von denen, das erhebt und dem Beschauer gleich auf den ersten Blick Freude macht. Aber eines von den wenigen ist es, die mit lauten Worten ein soziales Milieu schildern, in denen Tausende verblühen und verkümmern müssen, ohne die Sehnsucht nach Licht und Freude stillen zu können, die in ihnen ebenso laut spricht, wie im Herzen derer, die sie ausbeuten und um ihre Jugend betrügen.

Der in diesen Tagen zur Ausgabe gelangte „Neue Welt“-Kalender für das Jahr 1909 (Hamburg. Auer u. Co. Preis 40 Pf.) bringt gleichfalls ein Bild Baluscheks, und zwar in farbiger Reproduktion. Die Eigenart der Farben und die Herbitheit der Darstellung kommen in diesem Kalenderbild, über das der Artikel „Unsere Bilder“ auf Seite 64 ausführlicheres bringt, ganz besonders zum Ausdruck.

**Mittelalterliche Unzuchtstrafen.** Mit der vielbelobten bürgerlichen Zucht und Ehrbarkeit des Mittelalters sah es gar übel aus. Die Sinnlichkeit durchbrach damals im ungleich stärkeren Maße die von Sitte, Moral und Gesetz gezogenen Schranken als heutzutage. Auch damals war der Geist wohl willig,

das Fleisch aber gar schwach, trotz aller eifrigen Wachsamkeit der Kirche und der Strenge der Staatsgewalt. Und so hatten denn die jungen Leute mehr oder weniger gefährliche Teufelmecheln, und die Verheirateten lebten einander Hörner auf wie je. Trotz alledem verstand das Mittelalter mit dem Ehebruch durchaus keinen Spaß. Ertrappte z. B. in Zürich der Ehemann den Ehebrecher oder beide beim Ehebruch und erschlug er sie, so brauchte er nur 18 Heller auf den Leichnam zu legen „und solle damit dem Gericht und den Mechten gebüßt haben“. Zum abschreckenden Beispiele ließen auch wohl Rat und Schöffen dann und wann in den Städten einem des Ehebruchs Uebertühten den Kopf abschlagen, er brauchte dabei nicht soviel auf dem Sterbholze zu haben, wie in Zürich des Ochsenwirtes Frau von Esch, die 1645 wegen 84 Ehebrüchen und vier Blutschanden geköpft wurde. Doch ließ man in puncto Ehebruch auch wohl mit sich handeln, z. B. in Luzern. Hier zahlte jeder Ehebrecher oder jede Ehebrecherin außer der kirchlichen Strafe dem Rate, solange das Verhältnis dauerte, pro Woche ein Pfund Heller. Ebenso in Gursch, wo die Buße für den Ertrappten 10 Pfund betrug.

Auch ein zärtliches Tete-a-tete der jungen Leute konnte unter Umständen böse Folgen haben. So wurde 1425 in Luzern ein gewisser Trutmann im Verkehr mit der „Schmilerin“, obendrein seine „Gewaltlerin“, erwischt. Die Väter der Stadt ergrimmten am meisten über das nahe Verhältnis mit einer „Gewaltlerin“, und so wurde Trutmann zur Abkühlung seiner Gefühle in den Turm gesetzt und mußte die üblichen 10 Pfund Buße zahlen. Außerdem ergrimmte aber auch die Kirche, und der verliebte Trutmann mußte nach Konstanz wallfahren und dort seine Sünde beichten. Die arme Gewaltlerin wurde von Rat und Kirche ebenso gestraft, zur öffentlichen Abschreckung aber mußten die beiden eines Sonntags im Ranzelhof zu Luzern neben dem Weibel (Stadtdiener) stehen, der urbi et orbi ihre Schande und ihren ungewollten Turmbesuch verkündete. Damit aber beide sich nicht rächen, mußten sie nach mittelalterlicher Sitte dem Rate Uffschde schwören. Als ganz besonders schlimmes Vergehen galt sogenannte „Unzucht“ an heiligen Orten und zur heiligen Zeit. Mit voller Entrüstung berichtet der Chronist über einige derartige Vorkommnisse. So schreibt er: „Willi Dumann ist 1418 am östlichen Tage in der Melte im Kirchhofe gelegen, bei seiner S . . . der Glaserin; und hatte sie sein Haupt im Schoß, das haben Knaben gesehen.“ 1421 berichtet er: „Alli Frey ist am heiligen Osterabend zu Urina Entlin gegangen und hat sie „nemint“. Darum hat er 25 Stunden im Turm gelegen, 5 Pfund dem Spital, 5 Pfund der Rentei gezahlt, seine Sünde gebeichtet und gebüßt und Uffschd geschworen.“ Noch strenger wurde ein Verkehr zwischen Blutsverwandten gebüßt. 1422 hatte ein Mann in der gleichen Stadt mit zwei Schwestern verkehrt. Er wurde 25 Tage in den Turm gelegt, dann verurteilt, nach Konstanz zur Buße und Weichte zu ziehen. Vorher aber wurde er auf dem Fischmarkt 10 Stunden öffentlich ausgestellt, mit einer „ifellu“ (eisernen Tafel) auf dem Kopfe, worauf sein Vergehen geschrieben stand. Der Ratsherr Vader hatte mit seiner Mühe zu schaffen und diese ein Kind von ihm. Er wurde aus dem Rate gestoßen, mußte schwören, sich von jener zu trennen und mit der üblichen Kirchenbuße (Konstanz) belegt.

Die Preisgebung der Ertrappten und Schuldigen für den öffentlichen Spott und Hohn war wohl der wichtigste Teil der verhängten Strafe. Und diese findet sich ganz allgemein im Mittelalter. So mußten in Rottenburg am Neckar die „Liebesfänder“ zuerst drei Tage öffentliche Zwangsarbeit, Wege- und Straßenbauarbeit, ableisten, dann an drei Sonntagen vor der Kirchtür stehen, einer hüben, der andere drüben, daß sie ja jedermann gut sehen konnte. Das Mädchen trug dabei als „Schandzeichen“ einen stolernen Zopf und Kranz, er einen Mantel aus Stroh. Am Kirchschluß des dritten Sonntags mußte der Schuldige das Mädchen auf einem besonderen, von der Stadt gehaltenen Schubkarren, dem Schandkarren, durch die ganze Stadt fahren. Jedermann war es dabei erlaubt, die beiden mit Kot und Schmutz usw. zu bewerfen. Damit jedermann hören konnte, wenn dieser interessante Zug sich nahte, war dem Ratte eine Art Pfeife vor dem Munde festgebunden, die jedesmal einen weithin hörbaren Pfiff tat, sobald der Delinquent stark atmete. Dieses erbauliche Schauspiel mußte abgejubelt werden, sobald das Mädchen das Wochenbett verlassen hatte. Die öffentlichen Kirchenstrafen verschwand im 18. Jahrhundert in den protestantischen Gegenden. In katholischen Kreisen hielten sie sich viel länger, so war es in dem katholischen Obwalden noch bis in die 60er Jahre des

vorigen Jahrhunderts hinein üblich, daß derartige „Sittlichkeitsverbrecher“ einen Süßgang durch alle Kirchen des Landes machen mußten, um in jeder der Gemeinde zur Abschreckung und ungeheuren Gaudium, von dem Prediger der christlichen Geduld und Liebe die gehörige Abfanzelung entgegenzunehmen. Und wie die Schweizer Kantone bis in die neueste Zeit hinein an den kirchlichen Unzuchtstrafen festhielten, so taten sie es auch mit den staatlichen. So erließ Luzern im Jahre 1803 ein neues Sittenmandat, das bis nach dem Sonderbundskriege Geltung hatte. Es hieß darin: „Ein unverheirateter Mann, der zum erstenmal Vater wird hat, wenn er nicht über 3000 Frank Vermögen besitzt, 32 Frank Strafe zu zahlen. Besitzt er mehr, so beträgt die Strafe 64 bis 240 Frank. Bei jedem Rückfall wird die Strafe verdoppelt. Für die Mutter beträgt sie in allen Fällen die Hälfte. Der Ehebrecher hat das erstemal das Doppelte der Strafe zu bezahlen, die für ein von unverheirateten Personen stammendes Kind zu erlegen ist, zum zweiten Male das Dreifache, zum dritten Male das Vierfache jener Strafe usw.“

Außerordentlich wandelbar und verschieden war die Haltung des Mittelalters nicht nur gegen die fahrenden Frauen, sondern auch gegen einen Verkehr mit diesen. In einem Teil der Städte galt dabei der Grundsatz: „Der Dieb wird gehängt, die Hur extränkt.“ In einer solchen Stadt wurden die fahrenden Frauen, wenn überhaupt geduldet, außerordentlich hart gehalten, dem Fenster zur Aussicht übergeben und nach ihrem Ableben als ehrlos auf dem Schindanger begraben. Demgemäß galt natürlich auch ein Verkehr mit solchen Frauen für ehrlos und schimpflich und war Ehemännern überhaupt bei Strafe verboten. In der Mehrzahl der Städte aber wurden sie toleriert, und zwar derartig, daß sie gleich anderen Würgern und Bürgerinnen an öffentlichen Festen und Tänzen teilnahmen und sich nur durch eine besondere Kleidung von dem „honetten Bürgertum“ unterschieden. So trugen sie in Bern und Zürich rote Mützen, die ihnen aber ganz besonders gut stehen mußten. Denn als Kaiser Sigismund in Bern war, hielt er sich vorwiegend in dem Kreise der „Rotmützen“ auf. Das gleiche Ansinnen genossen diese in Zürich in der katholischen Zeit. Die Festessen, die der Züricher Rat fremden Gesandten und Gästen gewöhnlich in dem noch stehenden „Gotel Schwert“ gab, waren außerordentlich exklusiv und nur eine kleine Zahl der Bürgerschaft hatte dazu Zutritt. Die Komture des weiblichen Teiles der Züricher Bevölkerung machten dabei die niedlichen „Rotmützen“, ein Tausch, mit dem die Gäste sicher zufrieden waren. Daß das mittelalterliche Frauentum in solchen Städten mit der Rolle, die ihre uniformierten Geschlechtsgenossinnen in der Öffentlichkeit und in der Herzen der Männerwelt spielte, nicht ohne weiteres einverstanden war, bedarf gar keiner Frage. Die Gesetze, die dann wahrscheinlich auf ihr Betreiben von Zeit zu Zeit gegen jene Frauen und zur Hebung der allgemeinen Sittlichkeit erlassen wurden, beweisen jedoch nur, wie gern der mittelalterliche Bürger bereit war, in puncto Liebe und Geschlechtsleben über die Stränge zu schlagen. Einige dieser Verordnungen sind überaus erbaulich und bezeichnend. So droht 1447 der Rat von Luzern „demjenigen, der sein Weib schlecht hält und eine Hure in sein Haus nimmt, dem soll man die Hure auf ein Jahr aus Stadt und Amt treiben“. Wie wenig dies jedoch nützte und wie wenig die Mitglieder des Rates selbst sich nach ihren Dekreten richteten, erweist man daraus, daß 1453 abermals verordnet werden mußte, „alle Dirnen, die den Frauen ihre Männer abspenstig machen, sollen auf ein Jahr vier Meilen von der Stadt getrieben werden. Wer vom Rat und Amt seine Konfubine nicht binnen acht Tagen entläßt, verliert Amt und Stellung“. 1471 endlich wird der Rat ungemütlich und verfügt: „Alle Frauen, die bei der „Unhe“ sitzen, auch alle Pfaffenfrauen sollen vier Meilen vor die Stadt, schwören oder in das Frauenhaus gehen.“

Mit der Reformation verschwand die Duldung, und der finstere zelotische Eifer der protestantischen Pfaffen setzte in den meisten der protestantisch gewordenen Städte eine brutale Verfolgung der fahrenden Frauen durch. So zeigt das Zürich des 16./17. Jahrhunderts keine Spur mehr von der Toleranz, die in der katholischen Zeit des 14./15. Jahrhunderts geherrscht. — a. e.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**